

Die Unitobler Bern: eine Metamorphose von Gegensätzen zu Beziehungen

Autor(en): **Zaugg, Fred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **112 (1994)**

Heft 36

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-78499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Unitobler in Bern

Eine Metamorphose von Gegensätzen zu Beziehungen

Die Neunutzung des Gebäudekomplexes der ehemaligen Schokoladefabrik Tobler im Länggassquartier in Bern ist zweifellos eines der hervorragendsten Beispiele in dieser Sparte des Bauens. Für Fred Zaugg war die Metamorphose vom Fabrikareal zur Universität Anlass zu einem poetischen Essay, das wir leicht gekürzt anstelle eines technischen Beschriebes den Bildern beigegeben. Die Arbeit wurde zur Einweihung im Herbst vergangenen Jahres verfasst. B.O.

Statt eines Monoliths ein Konglomerat oder Heterogenität als Thema

Die Geschichte der Unitobler hat vor rund zehn Jahren mit einem Verzicht und einem Verlust begonnen. Der Verzicht betraf das damals schon seit län-

VON FRED ZAUG, BERN

gerer Zeit in Planung begriffene Projekt einer Universität auf dem Viererfeld, das dem Kanton von der Bürgergemeinde Bern für einen Neubau zur Verfügung gestellt worden war.

Dieser Verzicht war die Folge einer geänderten Zielsetzung, einer neuen Planungsphilosophie: Unter der Leitung von Kantonsbaumeister Urs Hettich wurde gesamtheitliches Denken zum Thema, das heisst Nebenwirkungen des Bauens konnten konzeptbestimmend werden. Zudem kündigten sich im politischen Umfeld erste Anzeichen zu einer eher kritischen Einstellung gegenüber gewichtigen Hochschulfragen und Grossplanungen an. Die Universitätsplanung des Hochbauamtes hat denn auch unter der Leitung von Werner Probst Alternativen zum allenfalls gefährdeten Projekt einer Universität auf dem Viererfeld untersucht. Das wesentliche Anliegen für die Planung der Universität Bern war die konsequente Weiterführung der Planung der Universität als Stadtuniversität, nach wie vor mit dem Ziel des Zusammenfassens der verstreut untergebrachten Institute zu fächerübergreifenden Schwerpunkten mit einem Angebot von zum Teil neuen, zukunftsorientierten betrieblichen und räumlichen Strukturen. Die geprüften Alternativen für die Realisierung dieser Zielsetzungen waren allesamt relativ unbefriedigend.

Ein Verlust, den die Stadt auf wirtschaftlichem Gebiet erlitten hatte,

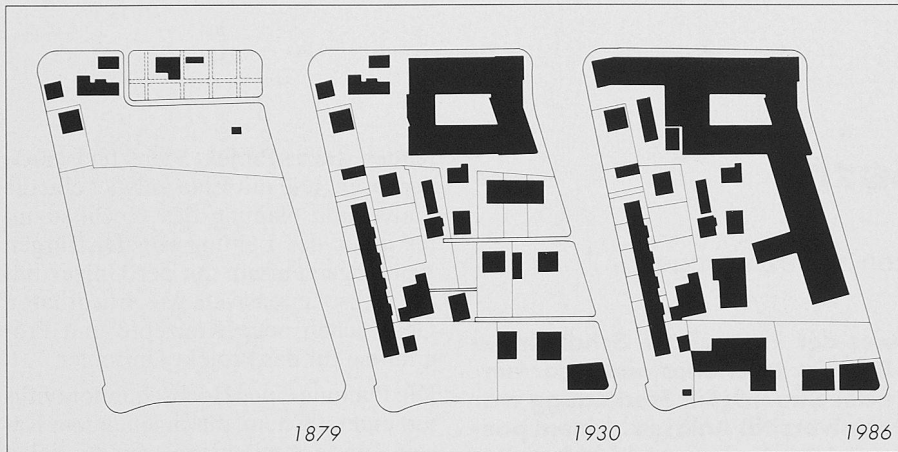
wurde jedoch zur realen Chance für die Universität. Durch den Umzug der Schokoladefabrik Tobler in den Westen der Stadt gingen Bern zentrumsnahe Arbeitsplätze verloren. Im Leben der Länggasse ergab sich ein Vakuum, das seine Auswirkungen in den verschiedensten Gebieten hatte. Ein gewachsener Organismus war gestört, ja sogar verletzt. Um dem Kanton wenigstens die Arbeitsplätze der mit Suchard fusionierten Firma Tobler zu erhalten, kaufte der Staat Bern die alte Fabrik an der Länggassstrasse und schuf damit eine Möglichkeit, die Raumprobleme der Universität durch Umnutzung und in Übereinstimmung mit den neuen Zielsetzungen zu lösen. Ein heranrei-

fendes, stolzes Projekt Viererfeld wurde verlassen, und mit Elan entwickelte die Universitätsplanung des Hochbauamtes unter der Leitung von Dr. Jürgen Waibel gemeinsam mit der Universität in ebenso intensiven wie fruchtbaren Gesprächen neue Konzepte und Programme für das Projekt Unitobler.

Die Planung eines Hochschulmonoliths mit einheitlichem, durchgehendem Raster und eindeutigen funktionalen Strukturen wurde abgelöst durch eine Metamorphose, deren Ziel – die Verwandlung einer Fabrik in eine Universität – nicht die Homogenität des kompakten Steinblocks, sondern einzig die Heterogenität des Konglomerats sein konnte.

Der Entscheid für die Unitobler geht indessen in seinem Grundsatz weit über das Bauliche hinaus: An die Stelle gemalischer Selbstdarstellung der Gegenwart in repräsentierenden Bauten tritt eine Haltung, die das einseitig objektorientierte Denken durch ein vernetztes ersetzt. Fragen zu unserem Umgang mit der Umwelt, zur Urbanität als lebendiger Gemeinschaft, zum Organismus der Stadt und zu einer steten Wandlung, die heute nicht nur Fortsetzung und Weiterentwicklung, sondern Wiederverwendung heissen muss, werden bestimmend und führen zu einem Prozess, in





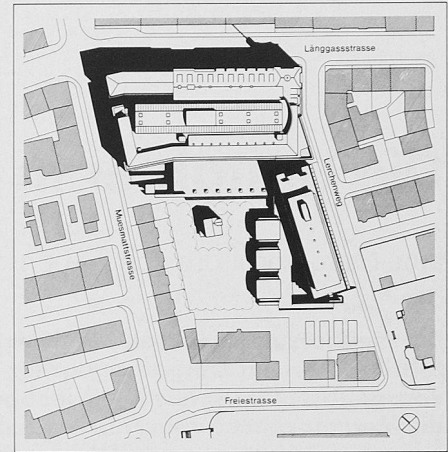
Die Entwicklung des Unitobler-Areals

den alle Beteiligten integriert werden. Das Viererfeld bleibt als Grünfläche erhalten. Der Weg der Stadtuniversität wird fortgesetzt. Das Leben bleibt dort, wo es sich entwickelt hat, und erhält Raum zu neuer Entfaltung. Kontinuität wird sichtbar. Innerstädtische Verdichtung wirkt einer Zersiedelung am Stadtrand entgegen und bringt ein vielfältiges Beziehungsgeflecht statt einer intellektuellen Monokultur. Die Basis bildet ein pragmatisches Planen, dessen primäres Ziel wohl die Schaffung einer Hochschule für die Geisteswissenschaften ist, das jedoch auch ökologischen und ökonomischen Ansprüchen zu genügen bestrebt ist. Das Gewachsene dient als Massstab, das Gefundene als Inspiration und der Genius loci, der Geist und die Stimmung des Orts, als

Brücke von der einstigen zur neuen Bestimmung.

Universität und Quartier

Spricht man in Bern von der Universität, so ist meistens der stolze Bau auf der Grossen Schanze gemeint. Von den Architekten Alfred Hodler und Eduard Joos projektiert und in den Jahren 1900 bis 1903 ausgeführt, sollte der «Hochschulbau, seiner hohen Bestimmung gemäss, über die Nachbarbauten dominieren». Er überragt nicht nur sie, sondern hat – mindestens bis zum Bau der sogenannten Parkterrasse hinter dem Bahnhof – mehr als ein halbes Jahrhundert lang das Bild der oberen Stadt geprägt.



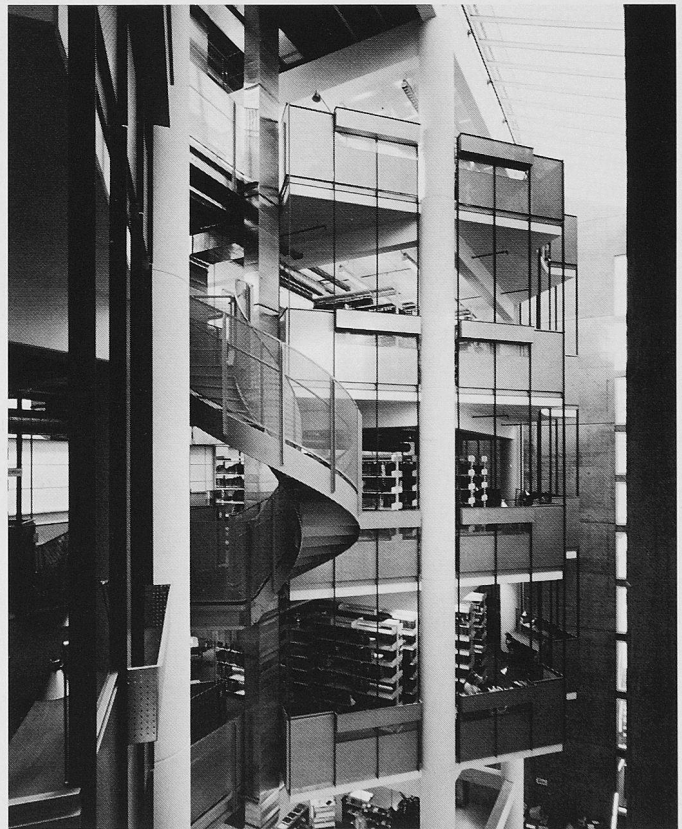
Situation 1994

Erst 1834 wurde Bern, das bis dahin «nur» eine Akademie hatte, zur Universitätsstadt. Die erste Hochschule stand ungefähr dort, wo heute das Casino zu finden ist, mitten in der damaligen Stadt. Der Neubau wurde als Bildungspalast mit Neurenaissance- und Neubarockformen zu einer Zeit, da schon ein ganz anderes, zeitgemässeres Bauen möglich gewesen wäre, in das nach Westen verschobene verkehrs-, das heisst vor allem bahnbedingte Zentrum gestellt.

Zusammen mit dem etwas älteren Verwaltungsgebäude der Generaldirektion SBB und dem etwas jüngeren Obergericht des Kantons Bern bildet die Universität die Begrenzung des Länggass-Quartiers zur Stadt hin. Planerisch war



Hörsaal- und Lärchenwegtrakt mit Bambushof

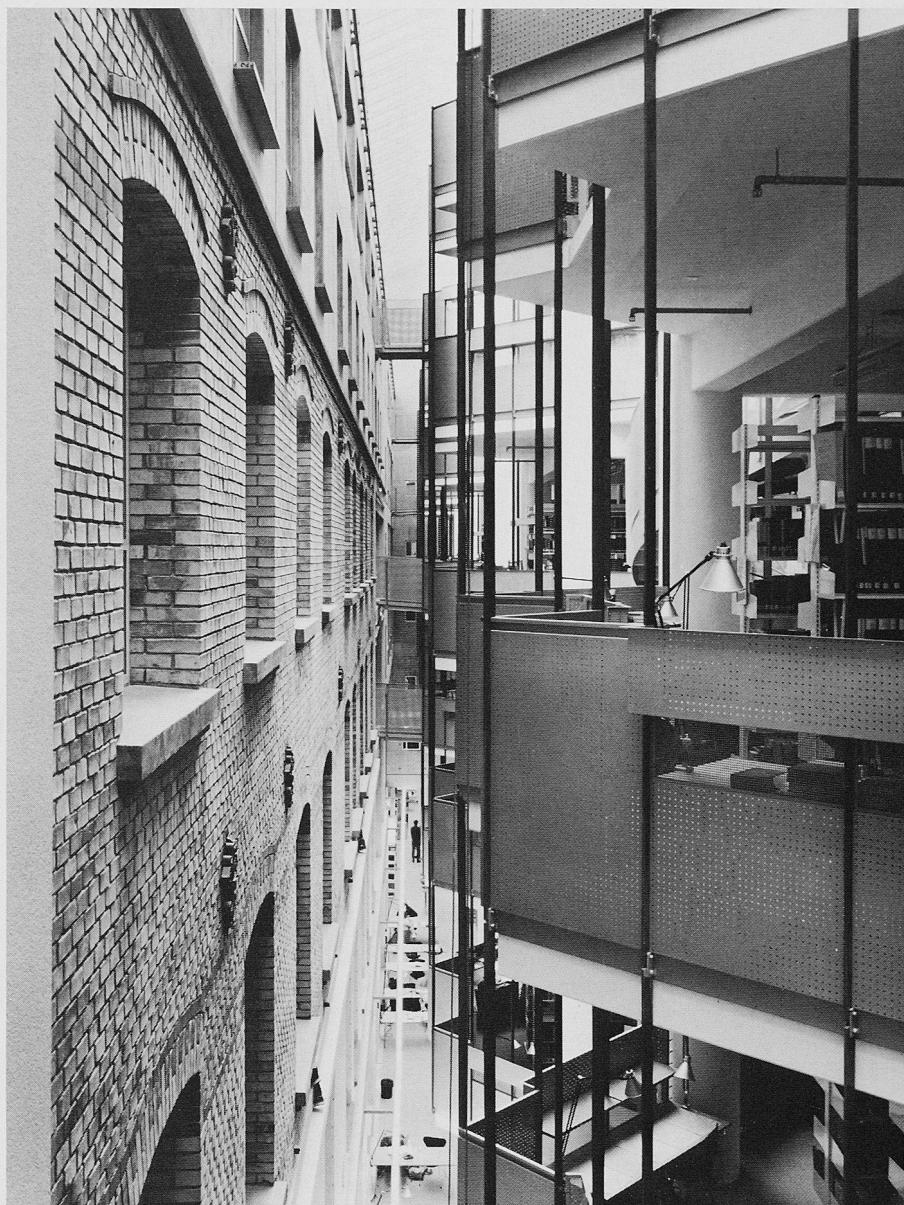


Wendeltreppen verbinden die Bibliotheksplattformen

die Länggasse zuerst eine Sackgasse, die von der Stadt an den Bremgartenwald führte. Sie war es indessen nicht für das wachsende Bern. Wenn im 19. Jahrhundert die begüterten Familien – oft handelte es sich um erfolgreiche Geschäftsleute der Zeit, Neureiche würde man heute sagen – ihre Villen an der Länggasse bauten, so ahnten sie wohl kaum, dass noch vor der Jahrhundertwende aus dem sehr locker besiedelten Gebiet ein eigentliches Industriequartier werden würde mit einer Maschinenfabrik, einem Baugeschäft, einer Seidenweberei, zwei grossen Druckereien und der Schokoladefabrik Tobler. Vom Wohnort der Privilegierten wurde die Länggasse zum Quartier der Fabrikarbeiter.

Wohl dürften die Studenten zu Beginn des Jahrhunderts ihre Stammlokale noch in der Altstadt gehabt haben, doch die Länggasse wurde zum eigentlichen Universitätsquartier. Schon vor dem Bau des Bildungspalasts hatte sich vom Bühlplatz aus eine Universitätsinsel naturwissenschaftlicher Richtung zu entfalten begonnen, wobei wiederum Albrecht von Haller zu Gevatter stand, erhielt doch das erste Gebäude, das Physiologische Institut Franz Stempkowskys, den Namen Hallerianum. Es folgten das Chemische Institut und die Sternwarte an der Muesmattstrasse. Sie wurde 1922 erbaut. Nicht einmal zehn Jahre später setzte dann Otto Rudolf Salvisberg mit den Institutsbauten an der Baltzerstrasse ein klares architektonisches Zeichen, ein Bekenntnis zur Gegenwart und zum Neuen Bauen. In verwandter eigenständiger Architektursprache stellte Andrea Roost 1981 das Zellbiologische Institut dem Salvisberg-Bau gegenüber. Weniger persönlich erscheint das neue Chemische Institut, allerdings auch ein beredtes Baudokument seiner Zeit. Damit ist die grösste Universitätsdomäne im Länggass-Quartier mit einigen Beispielen in Erinnerung gerufen.

Wo bleiben, so fragt man sich, bei so augenfälliger naturwissenschaftlicher Ausrichtung die Geisteswissenschaften? Obwohl auf der Grosse Schanze «beheimatet», fristeten sie bisher eine Art Zellenleben, aufgesplittert in kleinstmögliche Einheiten, ein Diaspora-Dasein in Häusern des Kantons und Mietobjekten, verteilt im Länggass-Quartier und weit darüber hinaus. Mit der Unitobler erhalten die Geisteswissenschaften, erhält die Philosophisch-historische Fakultät eine «Heimat», ein Zentrum, das die Möglichkeiten des Nebeneinander-, Miteinander- und Zusammenlebens und -arbeitens der bisherigen Isolation und umstandsbedingten Abgrenzung und Einigelung entgegenstellen soll.



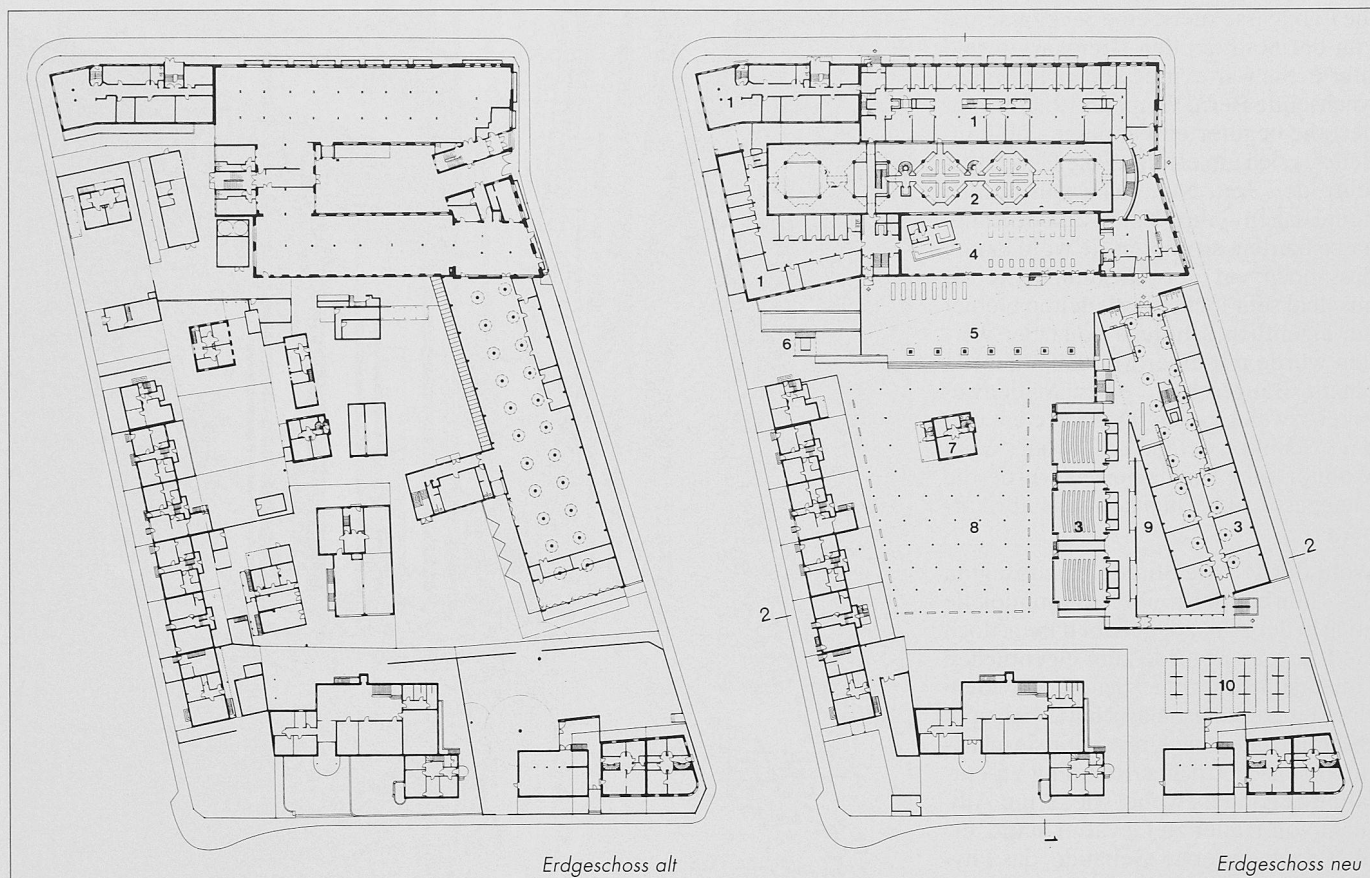
Wie ein riesiger Kristall in seine Kluft ist die Bibliothek in den Hof gewachsen

Die Unitobler ist aber auch ein weiteres Kapitel in der Entwicklung der Länggasse. Die Industrie hat ihre Dominanz eingebüsst oder verlagert ihre Produktion aus der Innenstadt in die Randgebiete, wo noch Raum für neue, einen rationellen Betrieb gewährleistenden Fabrikbauten zu finden ist. Dadurch entstehen Vakua in den Quartieren, Leerräume, die eine Wandlung, eine Metamorphose provozieren, soll das Leben erhalten bleiben. Als gleichsam gewachsener Organismus ist die Unitobler ein Beispiel für einen derartigen Prozess. Die Zeit der stolzen Bildungspaläste ist einer Epoche gewichen, da die Geisteswissenschaften ihren Platz nicht «hoher Bestimmung gemäss» im «Dominieren» über die Nachbarschaft zu finden trachten, sondern inmitten eines vielgestaltigen Quartieralltags, der sein Gesicht auch dann behalten darf, wenn sich eine Schokoladefabrik in eine Hochschule verwandelt.

Lesbare Geschichte und Inspiration für die Zukunft

Es war von vornherein klar, dass es nicht darum gehen konnte, die bestehenden Fabrikbauten einfach zu Schulräumen umzufunktionieren. Um dem Raumbedürfnis zu genügen, aber auch um einen Universitätsbetrieb überhaupt zu ermöglichen, waren zum Teil massive Eingriffe unumgänglich. Die Unitobler konnte nur als ein Zusammenspiel von Alt und Neu verwirklicht werden. Und dieses Spiel sollte offen sein, in seinen Zügen erkennbar und durchschaubar bleiben, Lesebuch einer Verwandlung und wohl auch eines Kapitels der Quartier- und der Stadtgeschichte.

Betrachtet man heute die in lichten Blautönen gehaltene einstige Prunkfassade der Schokoladefabrik an der Länggassstrasse, so scheint sich ausser der Farbe nichts verändert zu haben. Die ganze Gebäudeflucht konnte in ihrer



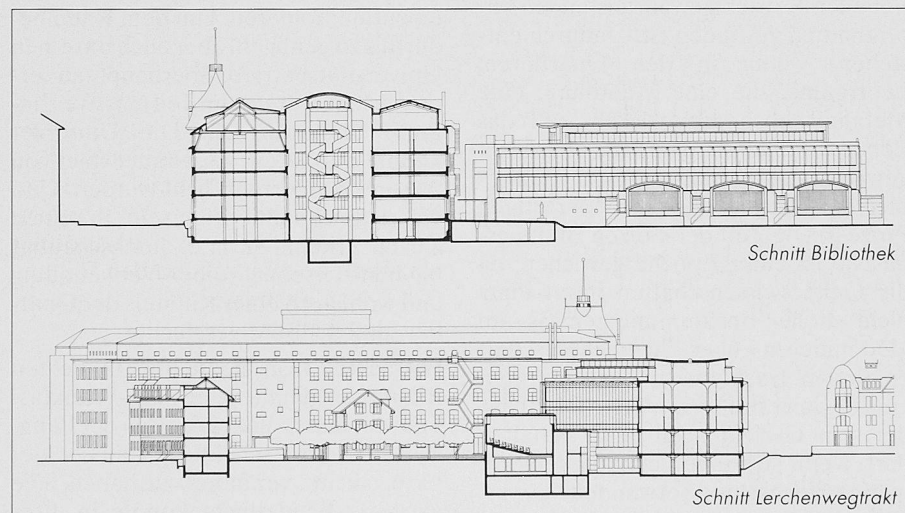
ursprünglichen äusseren Gestalt übernommen werden. Sie dokumentiert nicht weniger als vier Jahrzehnte Toblergeschichte. Aus den Jahren 1906 bis 1908 stammt der in der Ecke Länggassstrasse – Lerchenweg mit einem Türmchen in Jugendstilmanier gekrönte Bau der dritten Fabrikvergrößerung, welcher – ursprünglich U-förmig durch zwei Flügeltrakte – mit den älteren Bauten einen geschlossenen Hof bildete. 1932 wurde das Büro- und Wohnhaus am andern Ende der Länggass-Front erstellt, das erst in einer weiteren Etappe umgebaut und als Institut der beiden theologischen Fakultäten in die Unitobler integriert werden wird. Dazwischen steht als jüngster Teil die erst 1952 gebaute Verbindung.

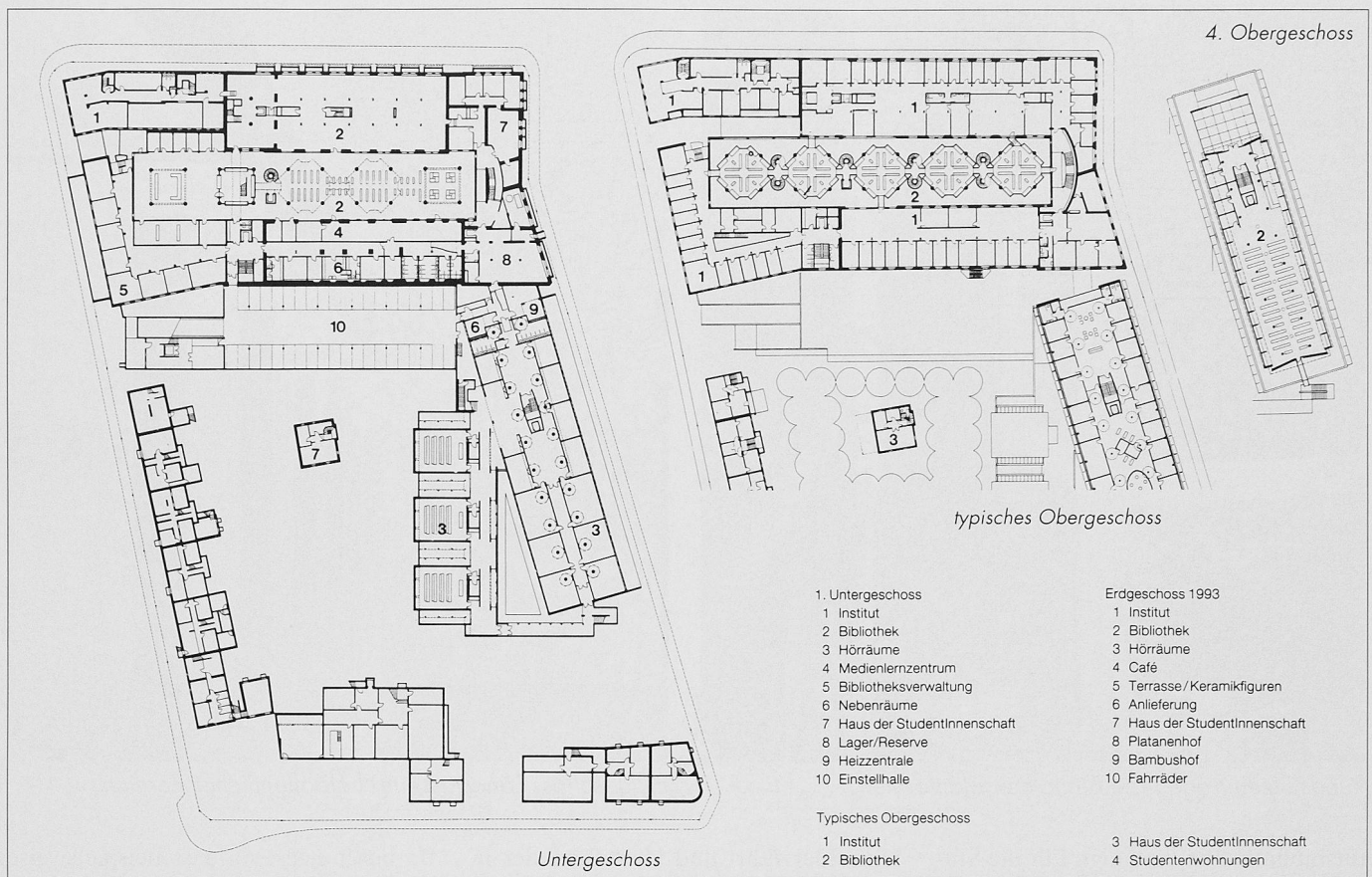
Weniger zu einer Einheit zusammengefasst, erscheint die rückseitige Fassade zum Hof, die dafür aber zu einer Lesetafel der Baugeschichte und des Baumaterials wird, welche die der Unitobler zugrunde liegende architektonische Philosophie illustriert. In historischem Rückwärtsgang schliesst sich am Lerchenweg die Fabrikvergrößerung aus den Jahren 1903 bis 1906 an, die dann in leicht spitzem Winkel die Flucht der ältesten Toblerfabrik aus den Jahren 1898 und 1899 aufnimmt. Sie ist – nicht nachträglich verputzt wie die späteren Bauten – als Sichtbacksteingebäude erhalten geblieben. Die Architekten haben diese Situation nicht als Störfaktor gewertet, sondern als Angebot genutzt, die Wiederverwertung der alten

Bausubstanz sichtbar zu machen und in einen Dialog mit dem Neuen zu führen.

Die dreigeschossige Fassade des voll integrierten ältesten auf dem Areal erhalten gebliebenen Produktionsgebäudes wurde kunstvoll, doch bewusst erkennbar geflickt und ergänzt. Sichtbackstein wählte man auch für die Aufstockung um ein Geschoss und für den an die Muesmattstrasse weiterführenden Neubau. Bei gleicher Technik ist indessen das Material, sind die Sichtbacksteine von einst und jetzt leicht zu unterscheiden. Gleichsam zusammenfassend führt schliesslich eine Art Attikageschoss in Wellaluminium-Verkleidung über den ganzen hofseitigen Trakt. Dazu kommen noch die Simse in Sichtbeton.

Das Resultat ist eine Patchworkfassade, welche aus klaren Bauformen, aus übernommenen und neuen Elementen eine Erzählung werden lässt, nicht ein bauhistorisches Museum, aber eine kleine Erzählwand. Sie berichtet von Wandel und auch davon, wie an etwas Bestehendem weitergebaut, ja, wie Altes zur Inspiration für Neues und zur Herausforderung werden kann. Der Begriff der Ganzheit ist relativ. Ganzheit darf nicht mit Uniformität gleichgesetzt werden, und sie wächst nicht bloss auf einer Tabula rasa. Die hier realisierte Ganzheit basiert weniger auf einem streng geometrischen Ordnungsprinzip als auf einem chaotischen System, das Raum für Erinnerung wie für Kreativität bie-





tet und niemals Endgültigkeit oder Unveränderlichkeit meint.

Sogar eine gewisse Unfertigkeit gehört zur Bauphilosophie der Unitobler, sichtbar etwa in den weder verputzten noch sonstwie verkleideten, sondern bloss mit weisser Farbe gestrichenen neuen Wänden der Innenräume oder des grosszügig über alle Stockwerke durchgezogenen leicht gewölbten Schilfs gegen den Lerchenweg hin, der die neue Treppenanlage hält und prägt, darüber hinaus aber zu einem «geologischen» Aufschluss oder archäologischen Schnitt durch die Fabrikanlage von einst wird, in dem Decken und Balken klar zu identifizieren sind. Mit der räumlichen Präsenz und der schwungvoll in die übernommene Rechtwinkligkeit gefügten Wölbung demonstriert die Architektengemeinschaft ihren Formwillen und ihr Verhältnis zur Tradition in der vorhandenen Bausubstanz.

Verschlüsseltes Labyrinth oder Kristall

Als eindeutiger Neubau steht die Bibliothek im Zentrum der Unitobler, das heisst im 73 Meter langen, aus den erwähnten Fabrikteilen und ihrer Ergänzung bis an die Muesmattstrasse entstandenen Hof. Wird die Unitobler weniger als Um- und Ausbau, denn als Zeichen für die Gegenwart und ihr Verhältnis zu den Geisteswissenschaften, für eine wohl in der Überlieferung der abendländischen Kultur fussende, doch

zukunftsgerichtete, Freiheit des Forschens und Denkens mit persönlicher Verantwortung verbindende Stätte der Ausbildung und der Erkenntnis gesehen, als Zeichen für die Integration des Studiums in das Leben anstelle einer elitären Abschottung, so wird diese Bibliothek zum entscheidenden Bedeutungsträger, zum Symbol der neuen Hochschulanlage.

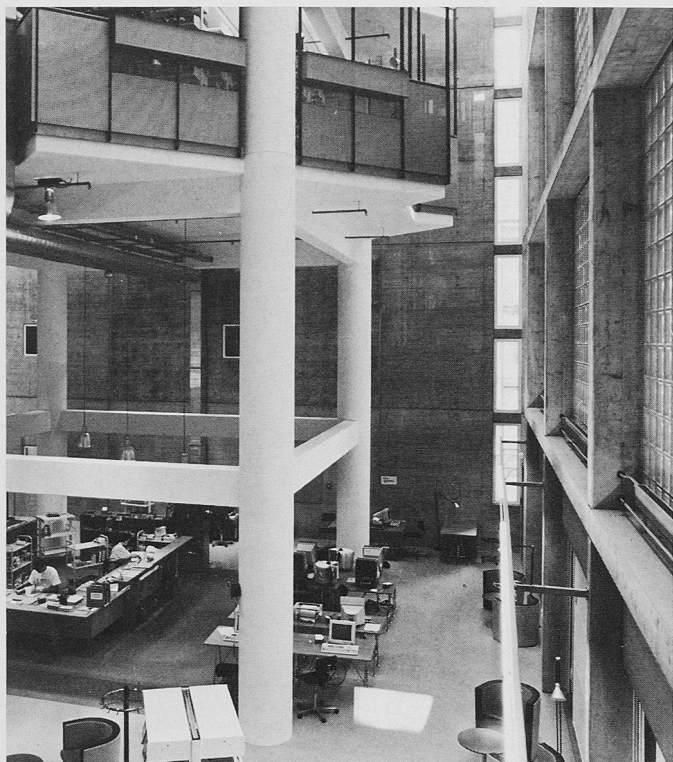
Wie ein riesiger glasklarer Kristall in seine Kluft ist sie in den Hof gewachsen. Muttergestein wären alte Fabrikwände und neue Mauern. Von überall, sei es von der Cafeteria oder von den Räumen der ihn umgebenden Institute, ist er einsehbar bis in seine innersten Zonen, ein Kristall gespeicherten Wissens und verdichteter Zeit.

Die Architektur, von kristalliner Klarheit raumbildend und raumprägend, kompromisslos neu und zeitgemäss, doch gleichzeitig eingefügt in ein übergeordnetes Ganzes. Entsprechend der Vielfalt des hier gespeicherten Wissens und der 24 es umgebenden und nutzenden Institute wurde ein gliederndes Konzept gewählt. Die Bibliothek könnte als eine Reihe von fünf riesigen zwanzig Meter hohen Büchergestellen interpretiert werden, eigentlichen Büchertürmen mit quadratischer Grundfläche, die sich in den Ecken berühren. Jedes einzelne «Büchertablar» hat eine Fläche von rund 100 m² und kann ein ganzes Bibliothekssegment mit Tausenden von Büchern aufnehmen.

Zwanzig 25 Meter hohe Säulen in zwei Reihen übernehmen die vertikalen Stütz- und Tragfunktionen und sind ein ebenso überzeugendes wie ästhetisch wirkendes architektonisches Element im Umgang mit einem Raum, der die Grösse einer Kathedrale hat. Je vier Säulen werden zu einem Quartett von Rundstützen, das die über Eck gestellten Plattformen, die Etagen der Bibliothek trägt. Mit Stahlbrücken und Wendeltreppen sind die einzelnen Bibliotheksplattformen miteinander verbunden, und dann gibt es auch Stege, die direkt in die Institutsräume führen, Wege der Ausstrahlung und des Zugriffs, Offenheit architektonisch zum Ausdruck gebracht.

Nicht weniger wichtig als diese gangbaren Beziehungen und die von überall her durch die ehemaligen Aussenfenster hofseits möglichen Einblicke in den Bibliothekskomplex erscheint das durch ein Glasdach tief in das Gebäude geholte Tageslicht als eine Verbindung nicht gerade zum Himmel, aber zur Natur und zu ihrem lebensbestimmenden Rhythmus. Senkrecht dazu öffnet ein schmales Fensterband den Blick in die Muesmattstrasse, ins Quartier, in den umgebenden Alltag.

Für 750 000 Bücher bietet der Bibliothekskristall Platz. In den untersten Geschossen ist die Stadt- und Universitätsbibliothek mit einem sogenannten Basisangebot. In den oberen Etagen werden die bis dahin verstreuten Insti-



Rundstützen tragen die Bibliotheksplattformen



Erdgeschoss Längsasse, halböffentlicher Bereich

tutsbibliotheken vereinigt. Für die Studierenden gibt es rund 600 Lese- und Arbeitsplätze.

Voralpen oder bewusst künstlicher Kontrast

In rechtem Winkel zur Patchworkfassade des Hauptgebäudes steht hofseitig der Hörsaaltrakt, inmitten der gewachsenen Bausubstanz eindeutig als Neubau definiert. Mit dem jüngsten Teil der ehemaligen Schokoladefabrik, der parallel zum Lerchenweg verläuft, bildet der Hörsaalbereich einen spitzen Winkel, der sich auf die südliche Ecke des Hauptkomplexes konzentriert, ihn berührt und sich mit ihm verbindet. Die architektonische Sprache ist persönlich, einfach, klar und künstlich. Die Materialien Beton, Glas, Eichenholz und Welleternit sind erkennbar und überzeugen in einer strengen, ihnen entsprechenden zeitgemässen Ausformung. Scherzweise sprechen die Architekten von den Voralpen, wenn sie den Hörsaaltrakt meinen, aber sie haben die Eigenständigkeit des Gebäudes einer Angleichung oder einer fragwürdigen stilistischen Verbindung mit den Alpen, das heisst mit dem dahinter stehenden Produktionsgebäude aus den fünfziger Jahren, vorgezogen, den Kontrast gewählt und damit einen lebendigen architektonischen Dialog eingeleitet.

Allerdings gibt es bei genauerer Betrachtung auch hier Beziehungen. Die augenfälligsten sind wohl in den Stützen zu finden. Sie werden zu einem Leitmotiv, das nicht nur durch die ganze

Unitobler führt und überall wieder in andern Variationen anklingt, sondern auch die Geschichte der Bautechnik dieses Jahrhunderts dokumentiert. Ausgehend beispielsweise von den neuen Betonstützen in den kleinen Höfen des Hörsaalbaus gelangt man zu den für die fünfziger Jahre im industriellen Betonbau typischen Pilzstützen der 1957 bis 1958 realisierten letzten Tobler-Erweiterungsetappe am Lerchenweg, mächtig im Untergeschoss und in den oberen Stockwerken immer schlanker werdend bis zur technisch und stilistisch konsequenten Fortsetzung im aufgestockten Attikateil. Durch ein geschicktes Einsetzen der für die Institutsräume notwendigen Trennwände, deren grosser Glasanteil immer wieder Durch- und Ausblicke ins Quartier freigibt, bleibt die Konstruktion der ehemaligen Fabrikationshalle auch in ihrer neuen Zweckbestimmung spür- und erlebbar.

Zur faszinierenden, oft fast poetischen und in der Hochschule nicht bloss als Erinnerung an die Fabrik, sondern durchaus auch als schmückendes Element in Erscheinung tretenden Architektursprache werden die Stützen dann im Hauptgebäude. Hier führt dieses Leitmotiv durch alle wiederverwendeten Bauteile des Komplexes, wo sie in vielen Gusseisen-Varianten, oft mit reich ausgebildetem Kapitell und Basis, zu finden sind, dazu aber auch als Walzprofil-, Holzbalken- und gemauerte Stützen. Der Wunsch, diese Vielfalt als Zeugnis zu erhalten, kollidierte – wie vieles andere – mit den Vorschriften des

Brandschutzes, so, dass beispielsweise mit der Ausbetonierung der Walzprofile Kompromisse gesucht werden mussten. Der krönende Abschluss des Stützenrundgangs wäre dann in den 25 Meter hohen Rundstützen der Bibliothek zu finden, die aus vorfabrizierten, sehr präzise gearbeiteten Hohlstützen-Elementen zusammengesetzt und nachträglich armiert und ausbetoniert wurden.

Es gäbe andere Leitmotive, denen man folgen könnte: die Decken etwa oder die Fensterformen und -anordnungen. Unitobler ist nicht nur ein Raumangebot für die Hochschule, sondern ein Feld für persönliche Entdeckungen, wobei übernommene Elemente nie museal, wohl aber stimmungsbildend wirken. Die Unitobler darf keine Denkfabrik im Sinne des genormten Produkts werden; die Stützen tragen Maschinen und Bücher, Ordnung und Freiheit und rufen immer wieder das lebenserhaltende Prinzip der Wandlung in Erinnerung.

Viele Ein- und Ausgänge oder Begegnung in einem Beziehungsnetz

Wer sich nach dem Haupteingang der Unitobler erkundigt, erhält die Adresse Länggassstrasse 49, muss aber vor Ort feststellen, dass diese Hausnummer am Lerchenweg zu finden ist. Der verbliebene Rahmen eines schmiedeeisernen Tores schmückt und betont zwar den Eingang, der einst nicht bloss der Arbeiterschaft, sondern auch dem Waren- an- und -abtransport gedient haben

mag, doch stellt man sich das Hauptportal einer Universität für über zweitausend Studierende eigentlich etwas anders vor. Immerhin gibt es einen Vorplatz für zwei moderne Glastüren. «Philosophisch-historische Fakultät, Forschungsstelle für Namenkunde, Germanistik, klassische und antike Philosophie, historisches Institut» ist beim Eingang rechts zu lesen, der auch zur Buchhandlung der Studentenschaft führt. «Romanische Sprachen und Literaturen, slawische und baltische Sprachen und Literaturen, englische Sprachen und Literaturen, Dekanat, Sprachwissenschaft, Islamwissenschaft» steht links. Diese Anschriften weisen auf die Bedeutung des Zugangs Länggassstrasse 49 hin, machen ihn jedoch nicht grösser.

Es gehört zur Haltung, die hinter dem Unitobler-Projekt steht, dass es anstelle eines einzigen Repräsentationseingangs eine ganze Reihe von Zugängen aus verschiedenen Richtungen gibt. Am Lerchenweg 36 für «Hörräume, Forschungszentrum schweizerischer Politik, Soziologie, Medienwissenschaft, Forschungsstelle für Regional- und Umweltgeschichte, Religionswissenschaften», im Hof, als Muesmattstrasse 45 bezeichnet, für «Psychologie, Basisbibliothek Unitobler, Medienlernzentrum, Bibliothekswesen», an der Länggassstrasse 49a in Wiederholung für «Philosophisch-historische Fakultät, Ethnologie, Philosophie, Psychologie» und schliesslich in der noch nicht umgebauten Nummer 51 an der Länggassstrasse für «Institut für Informatik und angewandte Mathematik», Fakultätsfremde sozusagen, die hier provisorisch untergebracht sind, bevor dann die beiden theologischen Fakultäten einziehen können.

Die hofseitige Cafeteria mit Terrasse ist nicht der einzige, zumindest aber einer der Orte in der Unitobler, wo jene Begegnungen zwischen den Studierenden stattfinden können, die bei der bisherigen Zerstreung der verschiedenen Institute fast unmöglich waren. Diese Erschliessung von Beziehung und Dialog unter den Geisteswissenschaftlern müsste bereits den Verlust der zum Teil geradezu romantischen Arbeitsbedingungen durch den Umzug in die Fabrik aufwiegen.

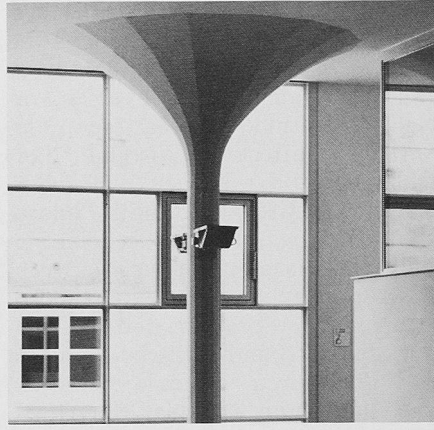
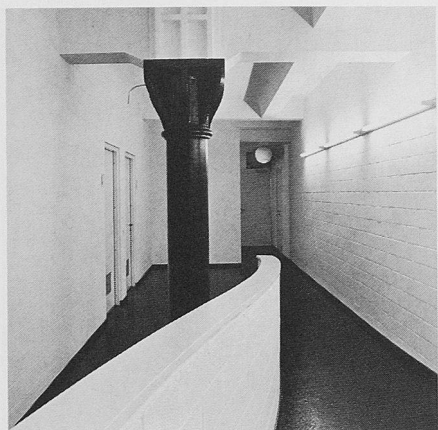
Auch aus den innersten Räumen der Universität müssen die Wege wieder hinausführen ins Freie, ins Quartier, in die Stadt, ins Leben. Ein Angebot ist der Platanenhain, Freiraum für über zweitausend Studierende und offene Schattenoase für das Quartier, ein Platz der Begegnung und gleichzeitig architektonisch spannungsvolles Geviert, geschlossen durch den Winkel aus dem Kirchgemeindehaus an der Freiestrasse und den zum Teil vom Kanton in Stu-



Der grosszügig über alle Stockwerke durchgezogene, leicht gewölbte Schild hält und prägt die neue Treppenanlage



Wendeltreppen und Stahlbrücken begegnen sich als Verbindungselemente in bewegtem Formenspiel



Säulen erzählen die Geschichte des Hauses: Gusseisenstütze im UG Haupttrakt, Pilzsäulen im 1. OG Haupttrakt, Pilzsäule Lerchenwegtrakt 2. OG

den Wohnungen umgebauten Wohnhäusern an der Muesmattstrasse, die dank sanfter Renovierung als Arbeitersiedlung erkennbar geblieben sind. Ein Ort der Geschichten und der Geschichte, des Gedankens und des Gesprächs, der Ruhe und des Spiels.

Bis in die griechische Mythologie weisen die sieben Keramikmuseen von Elisabeth Langsch und sind gleichzeitig gelungenes Beispiel für Kunst im öffentlichen Raum, die zeitgemäss ist und dennoch allen, den Studierenden wie den Länggässlern etwas zu geben vermag. An der Kante der Unterterrasse stehen sie, einladend, vermittelnd, inspirierend, nicht begrenzend noch beherrschend, dafür aber jene kreative Kraft fördernd, die Menschen beglückt und das Leben bereichert.

Ihnen zu Füssen ist das Hexenhaus, in dem nicht Hexen, sondern die Studentinnen- und Studentenschaft der Universität Bern und Geschichten zu finden sind, Quartiergeschichten von damals. Wie ein Erzähler auf einem orientalischen Platz erscheint dieses Haus mit

den blau glasierten Ziegeln im Platanenhain, ein schon fast geheimnisvoller Zeuge einer anderen Zeit, der sich seinerseits auf Zeugen berufen kann, die in seinen Räumen ihre Kindheit verbracht haben.

Und auch die Architekten werden hier zu Geschichtenerzählern. Nicht mit Asphalt, sondern mit Juramergel haben sie den Platz gedeckt und damit Erinnerungen an den Süden wachgerufen, an abendliche Boulespiele unter grünem Dach. Und dann haben sie scheinbar die schöne Ordnung der jungen Bäume gestört, indem sie aus der Terrasse mit italienischem Marmor und österreichischen Basaltsplittern ein riesiges an die Schulzeit mahnendes «Hüselipapier» machten. Das ginge ja noch, aber das karierte Blatt liegt quer. Keineswegs. Es ist nur auf das Gebäude am Lerchenweg ausgerichtet und trägt damit etwas von der Vielfalt der Achsen und Richtungen in den Hof. Und damit fängt die grosse Geschichte der Metamorphose einer Schokoladefabrik in eine Universität der Geisteswissenschaften von vorne an.



Die sieben Keramik-Museen von Elisabeth Langsch als gelungenes Beispiel für Kunst im öffentlichen Raum

Bauherrschaft

Bau-, Verkehrs- und Energiedirektion des Kantons Bern, vertreten durch das kantonale Hochbauamt

Urs Hettich, Kantonsbaumeister

Werner Probst, Adjunkt Universitätsplanung

Dr. Jürgen Waibel, Bedarfs- und Konzeptplanung

Planungsteam

Architekten: Architektengemeinschaft Unitobler, Bern; Pierre Clémenton, Daniel Herren, Andrea Roost; Projektleiter: Gody Hofmann

Bauingenieur: Moor & Hauser AG, Bern; Roger Hauser, Steen Lyck Nissen

Elektroingenieur: Boess + Partner AG, Liebfeld; Werner Boess, Martin Sommer

Heizungsingenieur: Sulzer Infra, Bern; Adolf Rawyler

Klima und Lüftung: Kalt AG, Gümliigen, Gian Bazzi, Daniel Künzi

Sanitäringenieur: A. Riesen, Bern; Anton Riesen, Jürg Reist

Kostenplanung: Büro für Bauökonomie AG, Luzern, Walter Graf, Arthur Leuthard

Bauphysik: Eggenberger Bauphysik AG, Burgdorf

Akustik: G. Bächli AG, Baden; Grolimund & Petermann AG, Bern

Landschaftsarchitekten: H. Klötzli und B. Friedli, Bern

Orientierungskonzept: Christoph Wüthrich, Bern

Kunst im öffentlichen Raum: Elisabeth Lausch, Zürich

Adresse des Verfassers: Fred Zaugg, Rossfeldstr. 51, 3004 Bern.

Aufnahmen: Heinrich Helfenstein, Adliswil; Alexander Egger, Bern